

INTERVIEW

„Es war eine einzigartige Konstellation“

Am Dienstag erscheint die Handke-Biographie „Meister der Dämmerung“ von Malte Herwig. Ein Gespräch über Serbien, Schnaps und Vertrauen.

Wie kamen Sie überhaupt auf die Idee, eine Biographie über Peter Handke zu schreiben?

MALTE HERWIG: Im Dezember 2007 hatte ich das Privileg, als erster Handkes Tagebücher aus den Jahren 1975-1990 im Deutschen Literaturarchiv in Marbach einsehen zu können – noch bevor sie überhaupt katalogisiert waren. Ich hatte dieses faszinierende Rohmaterial vor mir, über 10.000 Seiten, habe drei Tage lang jeweils zehn Stunden wie in einem Rausch gelesen: Was für ein Leben, immer und überall hatte Handke in diese kleinen, abgegriffenen Notizbücher geschrieben. Es war diese Radikalität des Lebens im Schreiben, die mich fasziniert hat und dazu bewog, eine Biographie über ihn zu versuchen.

Wie viel Recherche steckt im „Meister der Dämmerung“? Gab es Themen, bei denen Sie sich – auch im Gespräch mit Handke – die Zähne ausgebissen haben?

HERWIG: Handke hat mich immer wieder – nicht ohne Hintersinn – gefragt: „Haben Sie immer noch nicht aufgegeben? Geht Ihnen

das Geld nicht aus?“ Natürlich ist es nicht leicht, so ein Großprojekt als freier Journalist und Autor durchzuziehen. Andererseits war ich dadurch – auch Handke gegenüber – unabhängig und frei. Die Aufgabe des Biographen ist es, das Leben in seinen Höhen und Tiefen zu zeigen und den Verwandlungen zwischen Literatur und Leben nachzuspüren. Handke hat das respektiert und mir vertraut, ohne je eine Kontrolle auszuüben. Ich bin ein diplomatischer, aber als Journalist auch ein hartnäckiger Mensch und habe nicht lockergelassen. Er hat es mir auch nicht leicht gemacht. Dass Handke einen fast gleichaltrigen Halbbruder in Norddeutschland hat, fand ich durch Recherchen im Standesamt von Buxtehude heraus, wo sein leiblicher Vater verstorben war. Dieser Bruder lebte eine halbe Stunde von Hamburg entfernt und war im Besitz von dutzenden unbekanntenen Briefen, die Handke über Jahrzehnte an den gemeinsamen Vater geschrieben hatte. Es war meine kürzeste Dienstreise – und eine der lohnendsten...



Die Pilze sind geputzt, der Küchentisch gedeckt: Malte Herwig bei Peter Handke

DIE BIOGRAPHIE UND DER AUTOR

Meister der Dämmerung. Peter Handke. Eine Biographie von Malte Herwig. DVA. Preis: 23,70 Euro. Ab 9. November im Buchhandel.

Malte Herwig, geboren 1972 in Kassel, studierte Germanistik, Geschichte und Politik in Mainz, Harvard und Oxford, wo er 2002 mit einer Arbeit über Thomas Mann promovierte. Herwig lebt als freier Journalist und Autor in Hamburg.

Im August 2011 ist Herwig Gast beim Handke-Symposium, das nach der Uraufführung von „Immer noch Sturm“ bei den Salzburger Festspielen geplant ist.



Was war Ihre persönliche Meinung von der „Winterlichen Reise“? Und: Denken Sie nach der Arbeit mit und über Peter Handke nun anders darüber?

HERWIG: Im Laufe meiner Recherchen habe ich erkannt, dass Handkes Serbien-Engagement aus seiner Sicht ganz konsequent war – auch wenn man in der Sache natürlich anderer Ansicht sein kann. Er hat sich für etwas eingesetzt: Genauigkeit, Gerechtigkeit, Ausgewogenheit, was in der Debatte über die Jugoslawien-Kriege in den Medien nicht immer gegeben war. 2004 hat der

damalige UNO-Generalsekretär Kofi Annan in einer Rede über sein Verständnis des „Bösen“ gesagt: „Wie immer wir über einzelne Menschen denken, wir dürfen uns keine Verallgemeinerungen erlauben und nicht ganzen Bevölkerungsgruppen böse Eigenschaften zuschreiben.“ Genau das war aber die Tendenz in westlichen Medien, wenn es um die Rolle der Serben auf dem Balkan nach 1990 ging. Handke hat – manchmal extrem – dagegengehalten. Man kann sagen: Er hat sich geopfert, und er wusste, was auf ihn zukommt. Kriegsverbre-



in Chaville

PRIVAT

chen hat er nie verklärt, aber er hat darauf hingewiesen, dass auch die serbische Zivilbevölkerung unter solchen zu leiden hatte. Ohne ihn wäre die Diskussion über Jugoslawien einseitiger verlaufen.

Sie waren viel mit Handke unterwegs. An welchen Orten sind Sie da gelandet?

HERWIG: Wir haben in der Brasserie Lipp in Paris gespeist, bei ihm im Garten geplaudert oder sind gemeinsam durch seinen Geburtsort Griffen gegangen. Am ungewöhnlichsten war vielleicht die Begegnung mit seinem kürzlich verstorbenen Onkel Georg Siutz. Der hat mir, obwohl er ein strammer FPÖler war, slowenische Lieder vorgesungen.

Was verlangt Peter Handke von einem Begleiter? Anders gefragt: Wie viele Runden mit Schwammerln und viel zu viel Schnaps haben Sie mitgemacht?

HERWIG: Vor Handkes Pilzsuppe hatte mich ein ehemaliger „Spiegel“-Ressortleiter gewarnt. Der Mann hatte – jedenfalls von Pilzsuppen! – keine Ahnung. Als gebürtiger Dorfmensch weiß Handke genau, was er sammelt

und kocht. Ich habe ihm ein kleinwinziges Taschenmesser von mir geschenkt, das er seitdem zum Schälen von Georgsritterlingen oder zum Zwirnabschneiden benutzt. Die Handbewegungen, mit denen er Pilze schält und ein einfaches, aber köstliches Essen zubereitet, sind von einer selbstverständlichen Natürlichkeit, die ich bei einem hochgeistigen Künstler wie ihm nicht erwartet hätte. Der Wein gehört dazu. Viel schwieriger war es ohne. Marie Colbin hat bei unseren Gesprächen immer nur heißes Wasser getrunken!

Sie haben mit Hans Widrich in Salzburg gesprochen, mit Handkes altem Onkel in Griffen, mit Radovan Karadžić . . . ein ziemliches Spektrum und vermutlich jede Menge Material. Was geschieht mit dem, das Sie nicht in die Biographie gepackt haben?

HERWIG: Ich habe viel gesehen und gehört, das sehr intim und privat ist. Was davon für das Verständnis von Handkes Leben und Werk relevant ist, habe ich in der Biographie beschrieben. Der Rest bleibt ein Geheimnis. Das ist Grundlage für das Vertrauens-

verhältnis zwischen dem Biographen und den vielen Personen, die ihm ihr Innerstes anvertraut haben.

Sie haben bislang unbekannte Dokumente gesichtet und auch die Feldpostbriefe von Handkes Familie einsehen dürfen. Haben Sie da auch die Entstehung von „Immer noch Sturm“ unmittelbar miterlebt?

HERWIG: Das wäre zuviel gesagt. Aber ich habe Handke im März 2009 wenige Tage nach der Fertigstellung des Manuskripts in Chaville besucht. Er hatte es noch nicht einmal zu Suhrkamp geschickt und mir das Papierkonvolut gezeigt. Ich hatte von den Feldpostbriefen gehört und habe den Verwandten in Griffen so lange damit in den Ohren gelegen bis Georg Siutz' Frau die Briefe im Keller des Hauses aufstöberte. Man darf nie aufgeben. Bei der Überarbeitung des Manuskripts hat Handke dann einige Zitate aus diesen wieder aufgetauchten Briefen seiner im Krieg gefallenen Onkel in den Text aufgenommen, wie er mir sagte.

Wollte Handke den „Meister der Dämmerung“ autorisieren?

HERWIG: Handke hat keine Zeile des Buchs vor Drucklegung gelesen. Er hatte die Größe, die ich nur bewundern kann, alles geschehen zu lassen. Ich glaube, das entspricht seiner Lebenshaltung. Er ist, auch heute mit 67, ein großer Abenteurer, der sich immer wieder neuen Erfahrungen aussetzt. Das habe ich so noch bei keinem Menschen erlebt. Es war eine einzigartige Konstellation: Er hat mir nichts geschenkt, aber alles ermöglicht und doch nichts zensiert. Es gibt sicher viele große und interessante Menschen, über die man noch Biographien schreiben könnte. Aber kennen Sie einen, der den Mut hat, sich so auszuliefern?

INTERVIEW: USCHI LOIGGE

Buchpräsentation: Dienstag, 14. Dezember, 19 Uhr, im Literaturhaus Wien, Seidengasse 13.

Bitte blättern Sie um!



KOMMENTAR

USCHI LOIGGE

In Augenschein

Es war der Aufreger 1996: Peter Handkes „Winterliche Reise zu den Flüssen Donau, Save, Morawa und Drina“. Der Untertitel „Gerechtigkeit für Serbien“ löst speziell im deutschen Feuilleton heftige Kontroversen aus: Die Journalisten werfen Handke die Verharmlosung serbischer Kriegsverbrechen vor, dieser wiederum nennt sie „Fernfuchler“.

Mittlerweile ist viel Wasser die Flüsse hinuntergeflossen – in der veröffentlichten Meinung hängt Handke sein Serbien-Engagement bis heute nach. Selbst seine Freunde vermieden es, den Dichter darauf anzusprechen. Da schalte er auf stur, hieß es.

Der Germanist Malte Herwig wagte es, ihn nach Radovan Karadžić zu fragen – und gewann: Offen gab Handke Auskunft. Er hat den serbischen Kriegsverbrecher 1996 im bosnischen Pale besucht. Mit einer Liste vermisster Muslime, die er Karadžić übergab. Und um sich selbst ein Bild zu machen. Prompt setzten sich die großen deutschen Blätter auf das Karadžić-Kapitel.

Auch sonst dürfte Herwig recht hartnäckig gewesen sein. Mit wissenschaftlicher Genauigkeit, persönlichem Interesse und leserfreundlichem Schwung präsentiert er in seiner Handke-Biographie neben einer kleinen literarischen Sensation – Handkes Briefe an seinen leiblichen Vater – des Dichters Wut, Panikattacken und Frauen. Dass Handke dem Deutschen freie Hand ließ, ist bemerkenswert. Aber, machen Sie sich selbst ein Bild!

Sie erreichen die Autorin unter uschi.loigge@kleinezeitung.at

„Von dort weg gab es nur eine Richtung: nach Hause“: Peter Handke über das damals Bischöfliche Knabenseminar Marianum in Tanzenberg

KLZ/WEICHELBAUN



Der einsame Überflieger mit

Schon der Anblick des „Zwingbaus“ war für den elfjährigen Peter Handke ein Schock. Das „Tanzenberg“-Kapitel“ aus der neuen Handke-Biographie von Malte Herwig. Ein Vorabdruck.

Am 13. September 1954 schießt ein Mercedes Silberpfeil die gewundene Straße zum Bischöflichen Knabenseminar Marianum in Tanzenberg hinauf, das sich, auf einer Anhöhe gelegen, wie eine Trutzburg über den Ort und die umliegenden Dörfer erhebt. Onkel Georgs Sportwagen bringt den frisch aufgenommenen Priesterzögling Peter Handke in das Internat, in dem er die nächsten fünf Jahre seines Lebens verbringen wird. Der Anblick des „Zwingbaus“, über die ganze Hügelkuppe, ist für den Elfjährigen ein Schock. Nach der Flucht von Berlin nach Griffen sechs Jahre zuvor schon wieder eine Trennung von der vertrauten Welt, brutal, wie mit einem Hieb.

„Dazu paßte, daß das letzte und

steilste Stück des Fußwegs hinauf zu dem Bauwerk um ein hausgroßes Mausoleum herumführte, ohne Fenster, mit einer halb offenen Türe, aus welcher bei jeder Rückkehr nach den Sommerferien dann eine kalte Moderluft entwich, in meiner Vorstellung von dem Sarkophag des Bischofs, der in dem nachmaligen Priesterzöglingsinternat seinen Alterssitz gehabt hatte.“

Mehr noch als die modrige Grabesluft quälten den hartnäckigen Einzelgänger die Ausdünstungen seiner Mitzöglinge. Statt frei über die Felder, Wiesen und Weiden von Griffen und Umgebung schweifen zu können, muss er nun mit „fünfzig Kindern in einem stinkenden Schlafsaal liegen“. Das klaustrophobische Gefühl, von dem er dort überfallen wird, verwandelt sich bald in Ekel, der ihn „unbrauchbar macht für diese Art von Gemeinschaft“, wie er in einem Interview erklären wird. Im Marianum aber kann er der Masse der anderen nur selten entkommen. Während die anderen Schüler in den dunkleren Ecken des großen Gebäudes ihre Pubertät ausleben, sitzt Handke allein mit seinen Büchern vor dem Kaminfeuer im Ostturm: „All diese Knaben im Internat, die dann Liebschaf-

ten hatten mit den Küchenmädchen. Ich hab' nie was mitbekommen, ich war eigentlich nur ein Leser.“ Er möchte gern allein sein und fühlt sich gleichzeitig zu Unrecht übersehen. Wieder ist er Außenseiter, findet weder an die österreichischen Mitschüler Anschluss, noch an die slowenischen Zöglinge, die als Minderheit einen besonderen engen Zusammenhalt untereinander pflegen. Auf die unter ihnen herrschende Kameraderie ist er neidisch:

Die slowenischen Schüler im Internat haben sich nämlich zusammengeschlossen, vielleicht auch durch die Bestrittenheit, die sie von den Deutschen erlebt haben. Sie haben sich verbündet, haben kulturelle Zirkel, meinetwegen auch Gesangszirkel, Schachzirkel, Sprachzirkel gebildet, während Leute wie ich, die dazwischenstanden, ganz für sich blieben, isoliert blieben und in dieser Isolation eine Art Neid bildeten gegenüber den Leuten, die sich in einer Gruppe gefunden haben. So habe ich eine Zeit lang gemault gegen die, die sich in der Gruppe gefunden haben. Dann wurde es anders. Ab 15, 16 habe ich auch an Slowenischkursen teilgenommen, allerdings nicht mit großem Fleiß.“

Wenn die anderen Schüler irgendwo draussen spielen oder sich anderweitig beschäftigen, sitzt er oft einsam im leeren Klassenzimmer und liest. „In der Schule war mein Grundgefühl, mein ganz tiefer Drang, mich vor den anderen zu verstecken. Ich hab' mich immer danach gesehnt, krank zu werden. Als ich einmal krank im Internat war und leider gesund wurde, da hab' ich mich den ganzen Tag auf das eisige Klo gesetzt, um wieder krank zu werden, um allein zu bleiben.“

Kein Wunder, dass er Heimweh bekommt: „Das Internat war so sehr die Fremde gewesen, dass es von dort weg, ob nach Süden, Westen, Norden, Osten, nur eine Richtung gab: Nach Hause.“ Täglich plagten ihn Fluchtgedanken, nachts lauscht er im überfüllten Schlafsaal den in der Ferne vorbeirauschenden Zügen: „Die fünf Jahre im Internat sind eine Erzählung nicht wert.“ Dabei hat sich der Elfjährige aus freien Stücken für das Marianum entschieden und sein Ziel, dort hinzukommen, hartnäckig verfolgt. Im Juni 1954 war er beim Pfarrer im Stift Griffen vorstellig geworden, um sich zu erkundigen, wie er das anstellen könne. Der Pfarrer hat ihm daraufhin die Formulare für



der Wäschenummer 248

die Aufnahme ins bischöfliche Internat besorgt und ein Empfehlungsschreiben in die Hand gedrückt. Vom Griffener Kassenarzt Josef Erker war dem Jungen ein ärztliches Zeugnis ausgestellt worden, dem zufolge er nicht nur körperlich und seelisch vollkommen gesund ist, sondern – es geht schließlich ins Internat, wo man mit vielen anderen zusammen in großen Sälen schläft – auch kein Bettnässer.“

Dann war alles sehr schnell gegangen: Am 17. Juli 1954 war bei der Aufnahmekonferenz entschieden worden, dass er vom September an die dritte Klasse besuchen dürfe, und am 15. September 1954 hatte für den Zögling Peter Handke der Internatsalltag begonnen: 6 Uhr Aufstehen, 6.30 Uhr heilige Messe, 8 Uhr Eröffnungsgottesdienst und so weiter: Der ganze Tagesablauf ist genau geregelt. Handke bekommt die Wäschenummer 248 zugeteilt, und noch in *Der kurze Brief zum langen Abschied* wird der Erzähler bei seinem Bruder ein Täschentuch mit ebendieser Nummer finden. Nur in den Ferien darf er aus seiner gewohnten Umgebung Gerissene nach Hause und fühlt sich dort ebenfalls fremd. Als er zum ersten Mal wieder durch Griffen geht, kann

er die Leute überhaupt nicht mehr grüßen. Er sei „kopfscheu“ wie ein Pferd geworden, sagt Handke später: „Es war eine Grundschar, daß ich mich nicht mehr verständigen konnte mit den gewohnten Leuten, und die Umgebung des Dorfes ist mir so fremd geworden durch die Fremdheit des Internats.“

Doch ein Besuch des katholischen Internats stellt für die Kinder mittelloser Familien vom Land die einzige Chance dar, irgendetwas anderes zu werden als Arbeiter oder Handlanger. Auch Handkes Eltern gehören zu den Mittellosen, und der Hilfszimmermann und seine Frau können sich das Schulgeld von 250 Schilling pro Monat eigentlich nicht leisten und müssen die Schulleitung immer wieder um Stundung oder Ermäßigung bitten.

Die Bittschreiben von Bruno und Maria Handke, die sich in der Tanzenberger Schülerakte des Jungen finden, zeugen von der ständigen Geldnot der Familie. Schon bei der Aufnahme 1954 ersucht der Stiefvater um Ermäßigung des Verpflegungsbeitrages von 3500 Schilling pro Jahr, „da ich Saisonarbeiter bin und im Winter stempeln muss. Die Unterstützung beträgt 700 Schilling monatlich“.

So geht es bis zum Ende von Peter Handkes Internatszeit weiter. Noch im April 1959, wenige Monate vor seinem Abgang, schreibt seine Mutter an den Direktor Johannes Lex und bittet ihn „innigst (...) uns für den Monat Mai vom Verpflegungsgeld für Peter zu befreien. Mein Mann arbeitet bereits wieder, aber er war gezwungen, für den Lebensunterhalt seiner Familie 500 Schilling Vorschuss zu nehmen“.

Es ist keine Übertreibung, wenn Handke später in *Wunschloses Unglück* schreibt: „Ich war aufrichtig dankbar zum Beispiel für die notwendigsten Schulsachen, legte sie wie Geschenke neben das Bett.“ Geldmangel, Heimweh, Kontaktscheu, Vereinsamung – das Internatsleben ist wahrlich nicht leicht für den Jungen. Nur um eines ist es bestens bestellt: um seine schulischen Leistungen; sie sind hervorragend. In den ersten sechs Monaten muss er ein Jahr Latein nachholen, was dem Elfjährigen scheinbar mühelos gelingt. Binnen weniger Wochen macht er den Vorsprung der Mitschüler wett und besteht die schriftliche Lateinprüfung vor Weihnachten mit „Sehr gut“.

Er ist isoliert, aber fleißig. „Der Handke ist immer sehr still in der

letzten Bank gesessen“, erinnert sich 1973 sein alter Mitseminarist Josef Ranftler. Seine Klassenkameraden wissen wenig über den Vorzeigeschüler in der letzten Reihe: Als in der dritten Klasse sein Aufsatz *Meine engste Heimat* vorgelesen wird, sind Ranftler und die anderen „überrascht“, weil er darin auch von der Flucht seiner Familie aus Ostberlin erzählt. „Wir hatten gar nicht gewusst, dass er seine Kindheit in Berlin verlebt hatte.“

Anstatt mit seinen lebenden Mitschülern zu verkehren, widmet sich der Talentierte lieber toten Sprachen: „Die Beschäftigung mit fremden Grammatiken hielt mich davon ab, mich mit den anderen zu beschäftigen zu müssen.“ Er übersetzt die Passionsgeschichte aus dem Deutschen ins Lateinische zurück und fühlt sich „mächtiger als viele“, weil er in der griechischen Grammatik allen überlegen ist. Und nicht nur darin: Ein „Gut“ kommt in den Zeugnissen des Internatszöglings Peter Handke nur selten vor, und aus dem „Befriedigend“ in Zeichen und Turnen wird nach zwei Jahren ebenfalls ein „Gut bis Sehr gut“. Er ist ein einsamer Überflieger. Wenn es nach dem Unterricht gesellig wird, ist er müde.